

Dan Tsalka
Im Zeichen des Lotus

Dan Tsalka

Im Zeichen des Lotus

Roman

Aus dem Hebräischen
von Barbara Linner

Deutsche Verlags-Anstalt

Jotam, das Kind

ERSTES KAPITEL

Der Fisch atmet Wasser – Jotam Ninio, das Kind – Fischjagd an den Stränden von Palmachim und Karei-Desche – Die Scheidung – Galiläisches Aramäisch – Ein klitzekleines Häschen – Ogis Tod – Die Weiblichkeit des Nashorns – Etwas Unausgewogenes

Märchen sind stark wie der Tod, sagte Jotams Vater stets. Er las nur ein einziges Buch, wenn er Zeit zum Lesen fand: die Märchen der Brüder Grimm.

Jotam Ninio hatte Pech – die Hebräischlehrerin lobte seinen Aufsatz über die Autobiographie des Dichters Jeschurun Keschet: »Zwischen Kastanie und Flieder«. Jeschurun Keschet war einem dummen Gerücht zufolge der Liebhaber der Lehrerin gewesen, als sie zusammen auf den Berg Sinai gewandert waren. Die Hebräischlehrerin war eine kleine Frau mit süßem Lächeln, schönen Brüsten und scheuem Blick. Wen, wenn nicht ihre Lehrerin, hätte der Dichter auf einen romantischen Ausflug zum Berg Sinai mitnehmen sollen? Jotams Aufsatz machte großen Eindruck in der neunten Klasse, als sei er von jener Krankheit befallen, von der die Zeitungen berichteten, wenn sie nichts hatten, um ihre Seiten zu füllen – Progerie, vorzeitige Vergreisung: eben noch ein Säugling, eben noch ein kleines Kind, doch nach wenigen Jahren war die Gesichtshaut bereits hauchdünn und gefurcht, der Kopf kahl, der Rücken gebeugt, der Speichel rann, und die Augen waren trübe. Im Alter von dreizehn starb das Kind dann als neunzigjähriger Greis.

Es war furchtbar. Jotam hatte sich in seinem Aufsatz auf einen Satz des Dichters bezogen, der lautes Gelächter erregte, als die Lehrerin ihm befahl, ihn der Klasse vorzulesen: »Der Fisch atmet Wasser, der Mensch atmet Luft, während jener sonderbare Knabe, wie es schien, des Äthers bedurfte, um frei atmen zu können.« In der neunten Klasse des Gymnasiums mit Namen Razi'el in der Heiligen Stadt Jerusalem wußte man nicht genau,

was dieser »Äther« war, den der sonderbare Knabe zum Atmen brauchte, und die, die ahnten, daß sublimere Luft als die gewöhnliche gemeint war, Gipfelluft, taten so, als sei von Narkosegas die Rede, damit der Knabe einschlief und nach Herzenslust träumen konnte.

Der Aufsatz bewies einmal mehr, daß Jotam Ninio ein kindlicher Träumer war. Und die Klassenkameraden, die ihm nachgesehen hatten, daß er sich mit Wörtern beschäftigte und reden konnte wie ein Radiomoderator, sie waren überzeugt, daß der bulgarische Name Ninio daher stammte, daß alle seine Vorfahren kindliche Gemüter waren. Selbst Jotam dachte so von sich: Er war Ninio, das Baby, Ninio, das Kind.

Er war ein Kind, und die Welt der Erwachsenen und derer, die so taten, als seien sie erwachsen, umgab ihn wie Luft, so wie das Wasser den Taucher umgibt. Doch nach der Rekrutenzeit, nach dem Libanonkrieg, nachdem er seinen Magister gemacht und geheiratet hatte, änderte sich dies. Er nahm Mili, seine erste Liebe, zur Frau, und in ihrem ersten Ehejahr verlor sich das Gefühl, Kind zu sein, vielleicht wegen der wohligen Kehllaute, die sie mit genußvoller Hingabe von sich gab. Auch das Seminar, das er an der Universität hielt, stieß auf Interesse, und der große Philologe Professor Ben-Zion Goldhammer lobte seine Forschungen auf dem Gebiet des galiläischen Aramäisch.

Sie kauften sich eine bescheidene Wohnung in Jaffa, unweit vom Hafen, und Jotam, dem Jerusalemer, erschien das Meer von einem Nimbus des Abenteuers umgeben. Er begann zu fischen, legte sich eine einfache Ausrüstung zu und lernte, Tauchermaske und Harpune zu benutzen. Er brach gern im Morgengrauen auf, lud die Ausrüstung in den VW-Käfer, plazierte seinen Hund Ogi auf dem Sitz neben sich und fuhr zum Strand von Palmachim, um dort Lokus, Großen Scharfschnabel und Meerbrasse zu fischen. Der Strand war von seiner Wohnung aus nicht mehr als dreizehn Kilometer entfernt, und doch regte sich in ihm beim Anblick der offenen See und der niedrigen schwarzen Felsen sofort eine große

Fröhlichkeit. Die Fische kamen gern an diese Küste, und immer standen einige Fischer im gischtenden Wasser.

Schiefe Strommasten überzogen die Sandsteinfelsen, in die Begräbnishöhlen gehauen worden waren. Im Norden ragte ein kegelförmiger Felsen als großer schwarzer Schatten auf. In der Ferne waren die Sandbänke von Rischon Lezion und der Friedensturm von Tel Aviv zu sehen. Jotam wandte sich dann immer nach Süden und hob für einen Moment seinen Blick zur Terrasse des Restaurants, in dem er, nach einem besonders erfolgreichen Fang, Kaffee oder Arrak zu trinken pflegte. Neben dem Restaurant erstreckte sich ein antiker Friedhof, und von weitem sah man Schiffe vor dem Hafen von Ashdod ankern. Ein Wrack lag an der Küste – ein monströser Kadaver, wie vom Meer ausgehöhlt. Jotam musterte mit Staunen das rostige, zertrümmerte Skelett, ließ seinen Blick über die obere Reling und die gefächerten Rippen gleiten.

Bevor er seine Badehose anzog und die Tauchermaske aufsetzte, lehnte er sich an die Mauer aus kleinen Steinen. Vielleicht war es einmal eine Mole der Hyksos, der Hirtenkönige, gewesen, jenes mysteriösen Volkes, das Hunderte von Jahren in Ägypten und Palästina herrschte, bis es scheinbar von einem Tag auf den anderen vom Erdboden verschwand. Die Sandsteinfelsen und die antiken Gräber faszinierten ihn. Manchmal stellte er sich vor, eines Tages würde er ein irdenes Gefäß aus der Zeit der Hyksos finden, einen zerbrochenen Krug mit eingeritzten Schriftzeichen, und er würde die Inschrift mit Hilfe ägyptischer Hieroglyphen entschlüsseln. Das Rätsel um die Sprache der Hyksos würde gelöst werden, und wie durch ein Wunder würden plötzlich überall auf der Welt Inschriften der Hirtenkönige auftauchen.

Manchmal waren seine Träume bescheidener: Er entdeckte eine Inschrift auf einem der Gräber neben dem Restaurant, oder er fand Goldmünzen in einer der byzantinischen Grabhöhlen. Jotam verbrachte viele Stunden damit, von solchen Entdeckungen zu träumen, und wollte gar nicht mehr nach Jaffa zurück-

kehren. Die Träume weigerten sich, wie der Schlaf in seiner Kindheit, die Fäden zu lösen, mit denen sie ihn eingesponnen hatten.

Sein engster und eigentlich einziger Freund, noch aus den Tagen seiner Jerusalemer Kinderzeit – beide verliebten sich in dasselbe Mädchen und redeten stundenlang über Filme und Fußball –, der Feuerwerkskünstler Gur Karlitz, hatte einmal beim Tauchen im Hafen des antiken Cesarea eine pompöse, in Marmor gemeißelte Inschrift gefunden. Er ging mit einer Preßluftflasche und Werkzeug hinunter, sägte die Marmorplatte ab und verkaufte sie an einen Holländer, der mit seiner Jacht die Häfen des Landes besuchte. Gur hatte zwar Gewissensbisse, daß er die Marmorplatte nicht dem Amt für Altertümer ausgehändigt hatte, aber mit dem Geld, das er für die Platte erhielt, kaufte er eine immense Batterie von Feuerwerksraketen. Über neuntausend Dollar! Diese Tagträume machten den Palmachimstrand in Jotams Augen nur noch reizvoller.

Manchmal fuhr er an entferntere Strände, nach Karei-Desche am See Genezareth. In seiner Kindheit war er mit seinem Vater nach Tiberias gefahren, aber damals hatte er es nicht gemocht. Alles wirkte alt und heruntergekommen, trotz der neuen Hotels am Seeufer. Einmal hatte er an eine Basaltsteinwand gepinkelt, und der Stein war so beängstigend schwarz geworden, daß er befürchtet hatte, das schwarze Wasser stamme von ihm. Aber das Fischen veränderte seine Einstellung zu der Stadt. Das Schild am Straßenrand, bevor es hinunterging, das den Reisenden informierte, daß er sich auf Höhe des Meeresspiegels befand, war wie ein wehen-des Fähnchen, während der Basalt, der ihn in seiner Kindheit geängstigt hatte, nun anregend und herausfordernd wirkte.

Vier, fünf Meter unter der Wasseroberfläche erglänzte plötzlich alles in hellem Licht, von einem Zauber durchtränkt. Die Vielfalt der Fische in dem glasklaren Wasser war verblüffend: Petrifisch, Barbe, Seebrasse. Seine Bekannten, die Fischer vom Palmachimstrand, glaubten ihm nicht, daß es solche Schätze im See Genezareth gab. Um den Fischen eine faire Chance zu geben, verzich-

tete Jotam auf Preßluftflaschen, und wenn ihm die Luft in den Lungen ausging, ließ er alles fahren, Harpune, Netz, Maske, und stieg nach oben. Er fand einen Weg, das Ganze gut zusammenzubinden. Er lernte sogar, seine Scheu vor dem Töten und vor dem Putzen der Fische zu überwinden.

Hin und wieder schloß sich ihm Mili an, und der Abstecher wurde zu einer ausgedehnten Tour. Wie viele Rucksäcke und Bündel Mili immer mitnahm! Jotam verweilte dann mit Absicht lange Zeit unter Wasser, um ihr erleichtertes Gesicht zu sehen, wenn er wieder auftauchte. Wenn Mili Urlaub von der Bank bekam, in der sie arbeitete, blieben sie in der Gegend, um Ausflüge zum Arbel und zum Ammud zu machen. Auch hier träumte er oft davon, herrliche Dinge zu finden: Schätze, Statuen, antike Waffen.

In gewissem Maße beherrschte Jotam seine Welt – den Krieg, die Frau, die Universität, das Fischen. Zuweilen beschlich ihn noch das alte Gefühl, ein Kind unter Erwachsenen zu sein, doch es war nur eine flüchtige Erinnerung. Bis sich bei Mili etwas veränderte. Kopfschmerzen, Austrocknung, Ausschläge an Hals und Brust, Atembeschwerden, hektische Stunden mit dem Roten Davidstern und in den Intensivstationen der Krankenhäuser. Mili hörte auf zu essen. Als sie anfang, von Scheidung zu sprechen, diskutierte Jotam nicht einmal. Es schien, als sei ein böser Geist in ihr gemeinsames Leben gefahren. Ein böser Geist, der Mili mit körperlichen Leiden strafte und sie ihm auf grausame Weise entriß.

Der Tag der Scheidung kam. Jotam blieb mit seinem alten Hund Ogi in der kleinen Wohnung zurück. Wenn sie nur ein Kind gehabt hätten! Er bedauerte, daß er sich mit Milis Unwillen, schwanger zu werden, abgefunden hatte.

Ogi war nicht mehr jung, und seine Klugheit, die Jotam früher belustigt hatte, deprimierte ihn nun. Sein Hund blickte ihn mit fragenden Augen an, als sagte er: So ist das, Jotam Ninio, so ist das, Klein Jotam ...

Zwei weitere Veränderungen vergrößerten seine Einsamkeit noch. Er nahm das Angebot Professor Ben-Zion Goldhammers an, bei ihm zu promovieren und in dem neuen Institut für semitische Sprachen sein Assistent zu werden. Das war eine große Ehre – ein junger Sprachwissenschaftler wurde von Ben-Zion Goldhammer auserwählt! Jotam konnte sicher sein, daß seine Doktorarbeit mit aufrichtigem Interesse und Wohlwollen aufgenommen werden würde. Doch dazu war er gezwungen, die Universität zu verlassen, und sein Leben war nicht mehr wie früher, ohne den Unterricht und fern der Korridore seines Seminars. Er mußte sich mit administrativen Aufgaben herumschlagen, und der große Professor war launisch und durchaus nicht ohne Schrullen. Manchmal hatte Jotam das Gefühl, daß Professor Goldhammer in eine gewisse Abhängigkeit von ihm geriet, was ihn sehr belastete.

Sein neuer Tagesablauf zwang Jotam dazu, mit dem Fischen aufzuhören. Er kaufte sich zwar eine Angel und ging manchmal an den Strand des Charles-Clore-Parks in Tel Aviv, doch das Tel Aviver Angeln konnte mit der abenteuerlichen Fischjagd unter Wasser nicht mithalten. Die Sonne und das Warten nagten an seiner Seele, und Ogi sah ihn mit einem Blick an, in dem Erstaunen sich mit Mißbilligung und Vorwurf mischte. Es war heiß auf den großen Felsbrocken, die man ans Meeresufer geschafft hatte, sengend. Auch die flohlfleckig bräunliche Färbung der Felsen rief Unbehagen in Jotam hervor, ganz zu schweigen von den kleinen Krebsen, die überall herumkrochen, und den Ratten, die hier und da vorüberhuschten. Er war einsam. Nicht allein, wie man unter Wasser in der berausenden Stille allein ist, sondern einsam in der Gesellschaft anderer Angler am Meeresufer, einsam unter den aufmerksamen Augen Dutzender Krähen, deren durchdringender Blick in ihm den Wunsch weckte, aufzustehen und wegzugehen. Auf den Grasflächen lagen zahlreiche Pärchen, die sich küßten und streichelten, junge Leute fuhren auf Motorrädern vorbei, und manchmal kam ein Läufer an ihm vorüber, der neugierig in seinen roten Eimer schaute. Doch der rote Eimer war meistens

leer, und die wenigen Fische, die er fing, waren klein. Das Glück ließ ihn im Stich, verlachte ihn mit gekreuzten Fingern.

Manchmal hörte er Lieder, die im Radio gespielt wurden, und zwei waren darunter, die ihm sogar gefielen, neue Lieder von Sängern, die er nicht kannte. Aber das lange Herumsitzen in der Hoffnung auf ein Kräuseln des Wassers, auf ein Rucken des Schwimmers ließ seine Neugier am Ende ermatten. Er ging wieder dazu über, sich selbst die alten Lieder vorzusingen, die er kannte, die Lieder seiner Eltern: »Auf dem Weg zum Berg Tabor ging ich allein...«, »Ja, das war, ja, das war, das war der Maulbeerfeigenpark...«, »Der Schlag der Pendeluhr kündigt Mitternacht...«, »Donna-Donna-Donna Do-hon-na...«

Die alten Lieder wieder zu singen, stimmte Jotam traurig, und er erschrak, als er bemerkte, daß das einzige neue Lied, dessen Text er konnte, ein Kinderlied von Uzi Chitman war:

»Ich erinnere mich an die Lieder, als ich ein kleiner Junge war, wie so ein klitzekleines Häschen einen großen Schnupfen gear. Wir flogen mit der Eisenbahn zwischen Fels und Bergeshöh'n, gut war es zu singen, und auch Aufstehen und Sitzen war schön. Die Lieder und die Spiele, wo sind sie nur geblieben? Vielleicht vor mir oder neben mir, vielleicht hinterm Rücken oder da drüben...«

Die Lieder, die Spiele, wo waren sie nur? Jotam betrachtete Ogi. Er kannte Ogi genau, die Laute, die er nachts von sich gab, wenn er träumte, sein Scharren, sein Jaulen, seine Einschmeichelungsversuche, seine Finten beim Kräftemessen mit anderen Hunden, sein Knurren, wenn es blitzte und donnerte. Jotam spürte die Traurigkeit seines Hundes. Ogi, der immer ein Vielfraß gewesen war, nahm fast nichts mehr zu sich, nicht einmal wenn Jotam ihm sein Lieblingsfutter kaufte. Ogi begann abzumagern, und eines Tages sprang er von dem kleinen Balkon und verschwand. So etwas hatte es noch nicht gegeben. Der Balkon war nicht son-

derlich hoch, aber Ogi war niemals über die Brüstung gesprungen. Jotam schloß die Möglichkeit aus, daß Ogi mitgenommen oder gestohlen worden war. Der Hund war bei ihm, seit er drei Monate alt war – wenn die Frau im Tierheim die Wahrheit gesagt hatte –, und sogar in seinen Glanztagen, vor vielen, vielen Jahren, wäre es niemandem in den Sinn gekommen, ihn zu stehlen. Er war beileibe kein Rassehund, im Gegenteil, mit seinen grauen und weißen Flecken hatte er vielmehr etwas von einem vernachlässigten Straßenköter an sich, obwohl Jotam ihn gut pflegte.

In höchster Unruhe lief Jotam durch die Straßen der Nachbarschaft. Er rief sich Ogis Lieblingsplätze ins Gedächtnis, spezielle Ecken, Gärten, Häuserpassagen. Aber Ogi war nicht dort. Ich kenne dich, sagte sich Jotam, du hast dich davongemacht, damit du nicht in meiner Gegenwart sterben mußt, so wie es in Hunde-, Wolfs- oder Schakalrudeln üblich ist. Aber ich werde dich finden! Jotam rannte stundenlang durch die Straßen und Gärten der Häuser, zog überraschte oder spöttische Blicke auf sich. Kinder fielen in sein Rufen ein: Ogi! Ogi! Ogi!

Jotam war wieder ein Kind.

Er kehrte nach Hause zurück und legte sich schlafen. Am Morgen weckte ihn das Klingeln des Telefons. Es war die Besitzerin des Lebensmittelladens, die berichtete, daß ein Hund, der Ogi ähnlich sehe, verletzt neben der Bäckerei liege. Jotam rannte hin und sah seinen Hund schon von weitem, verdreht, der Leib von Wunden übersät, der Blick erloschen, das Fell stumpf wie ein alter Lumpen. Dennoch wedelte er ein bißchen mit dem Schwanz.

Jotam nahm ihn auf die Arme. Ogi war sehr leicht. Zu Hause wusch er ihn und behandelte seine Wunden. Ogi trank ein wenig Wasser, weigerte sich aber zu fressen, und erst nach viel gutem Zureden und Streicheln fraß er ein halbes Kotelett und eine kleine Kartoffel.

Jotam ging ins Semitistische Institut, und als er zurückkam, lag sein Hund noch in der gleichen Ecke auf dem Sofa wie am Morgen. Ogi wedelte wieder mit dem Schwanz, blickte Jotam

aber nicht an. Jotam wagte nicht, ihn in eine Tierklinik zu bringen, denn er fürchtete, man würde ihm raten, den Hund einzuschläfern. Eine Woche später verschwand Ogi wieder. Diesmal rannte Jotam sofort zur Bäckerei. Er fand Ogi nicht am Zaun, doch Kalkspuren führten ihn zu einem Abfallcontainer mit zahlreichen Öffnungen. Er hob einen Deckel nach dem anderen. Für einen Augenblick erstarrte alles rings um ihn. Ogi war in einem der Behälter, in Schräglage, ein untrennbarer Bestandteil des Mülls. Ich werde ihn nicht begraben, ich bin kein Kind mehr! Ich werde es wie ihr, die Erwachsenen, machen! Das ist der angemessene Platz für einen Hundekadaver!, sagte sich Jotam. Er zögerte einen Moment, doch am Ende widerstand er der Versuchung, Ogi aus dem Container zu holen und ihn im Garten seines Hauses zu begraben.

Ogis Tod beschleunigte den Verkauf der Wohnung in Jaffa. Mili traf er nicht, weder während der Verhandlungen, noch nach Erhalt der Verkaufssumme. Ihr Vater schaute sich den Kaufvertrag widerwillig, vielleicht auch mit einem gewissen Mißtrauen an. Jotam reiste mit Professor Goldhammer zu einem internationalen Kongreß, und als er zurückkehrte, mietete er eine Einzimmerwohnung in dem Gebäude, in dem das Büro des Professors untergebracht war.

Jotam war Mili immer treu gewesen, bis auf ein einziges Mal, als sie beide nach Achziv ans Meer gefahren waren, und Mili sich gezwungen sah zurückzukehren, um ihre Mutter zu besuchen, die ins Krankenhaus eingeliefert worden war. Es war ein weiterer ihrer eingebildeten Herzanfälle, die in einem gut improvisierten Nervenzusammenbruch mündeten. Die Paraderolle ihrer Mutter, in der sie, laut Mili, ihr ganzes Können zeigte. Die unbeleuchteten Pavillons in der Nacht, der viele Wein, der Vollmond, die Brise vom Meer, eine Nachbarin, die um Mitternacht, nur in ein Laken gehüllt, seine Hütte betrat – eins kam zu andern, und dann hatte er – eher versehentlich, mit dem fahrigen Schwung eines Betrunknen – ihre Brust und ihr Knie berührt.

Nach der Scheidung kehrte seine Schüchternheit zurück. Ungeduldig wartete er auf den Monatsersten, denn an jedem Ersten ließ er sich bei Aja die Haare schneiden. Jotam war stolz auf sein Haar. Es war weich und elastisch, es lud die Hand eines Friseurs geradezu ein, ihm eine anziehende Form zu geben. Und in der Tat, Aja verstand es, seinem Haar mit einigen wenigen Schnitten das Aussehen eines schwarzen Wasserfalls zu verleihen, und auch die Art, wie sie ihm das Mäntelchen umhängte und seinen Kopf berührte, war ihm äußerst angenehm. Einmal neigte er sogar seinen Kopf auf ihren Arm, doch Aja rückte ihn wieder gerade, mit einer halb professionellen, halb zärtlichen Bewegung, mit der sie ihm gleichwohl doch zu verstehen gab, daß jeder von ihnen an seinem Platz zu bleiben hatte. Ajas großer Körper, die Sommersprossen, die ihren Ausschnitt sprenkelten, und ihr kastanienfarbenes, langes, offenes Haar – sofern sie es nicht gerade gefärbt oder in diversen Variationen frisiert hatte – wirkten beruhigend auf ihn.

Es war Aja, die sich seine Klagen über den Keller anhören mußte, in dem er wohnte, neben dem Habima-Theater, unter dem Büro des Professors. Die winzige Wohnung hatte etwas von einer Gefängniszelle. Das einzige, was er dort gegen seine Ruhelosigkeit unternehmen konnte, war, sich vor den Fernseher zu setzen. Dabei stellte er fest, daß nicht nur er keine Geduld für die Menschen aufbrachte. Die Tiersendungen gefielen ihm: weiße Bären, Fledermäuse, Eichhörnchen, Vögel, Eidechsen, sogar Kriechtiere. War es wirklich so schwer, den Anblick der Menschheit zu ertragen? Eine Löwin zernagte den Kadaver einer Gazelle, doch der Freßvorgang war im Verborgenen gefilmt worden, gleich darauf wurde das Raubtier umgeben von reizenden Jungen gezeigt, während der Kadaver im hohen Gras verschwunden war. Die Weiblichkeit des Nashorns; die Einsamkeit einer von der Familie im Stich gelassenen Hyäne; die Ausscheidungen der braunen Ameise – sie waren es, die das Interesse der Fernsehkamera erweckten. Die Weiblichkeit des Nashorns? Begann er vielleicht, vor Einsamkeit verrückt zu werden?

»Löwin? Nashornfrau?« Aja lachte.

Einer Laune oder einer vorübergehenden Mode folgend, trug sie ihr kastanienfarbenes Haar heute offen. »Ich kenne eine Frau, gegenüber von der Feuerwehr, in der Baselstraße. Frau Francine. In der Gegend dort wird gebaut. Sie hat eine nette Eineinhalbzimmerwohnung im zweiten Stock. Dusche und Küche sind klein, aber es ist ein großer Balkon da. Und ein riesiges Wohnschlafzimmer. Sie ist Kosmetikerin. Unterhält die Wohnung für ihre Arbeit, aber sie arbeitet fast nie. Sie wird dich nicht stören. Sie spielt Karten.«

»Teuer?«

»Nicht ganz billig.«

»Du weißt, daß ich nicht viel verdiene im Institut«, sagte Jotam.

»Weil du ein Esel bist. Meir hat gesagt, daß du Kommunikationsworkshops für Geschäftsleute anbieten könntest. Bring ihnen bei, sich gut auszudrücken, mitreißende Reden zu halten, sich zu vermarkten. Das ist momentan sehr beliebt. Und du kennst die Frau selbst, die diese ganzen Sachen organisiert, Betti Neumann-Abravanel. Du hast sie ein paarmal hier getroffen. Sie kennt alle. Geschäftsleute, Rechtsanwälte, Ingenieure. Sie rufen bei ihr an, und sie besorgt ihnen jemand, der ihnen Dinge beibringt, die mit Image und Kommunikation zu tun haben. Und Betti ist eine gebildete Frau.«

»Betti Abravanel kenne ich, noch besser kannte ich ihren armen Mann, aus der Armee, aber über Image weiß ich gar nichts«, erwiderte Jotam.

»Dann lernst du es eben. Lern Menschen kennen, lern Frauen kennen, und hör auf, herumzulaufen wie ein kleines Kind, das den Kopf in den Schoß seiner Mutter legen will.«

Jotam errötete.

»Es wird Zeit, daß du anfängst, zu leben.«

»In der Welt der Erwachsenen?«

»Genau«, sagte Aja, »ganz genau. In der Welt der Erwachsenen.«

Sie strich ihm übers Haar, trug mit schneller Bewegung etwas Haargel auf und begutachtete ihn von allen Seiten.

»Zufrieden?« fragte sie.

»Wenn nur alle Erwachsenen so wären wie du«, seufzte Jotam.
»Alles in allem möchte ich bloß Probleme vermeiden.«

Aja nahm ihm das Mäntelchen ab, ein überwältigendes Blau, die Farbe von Königen. Ihr langes Haar loderte wie eine Flamme.

»Ich verstehe nichts von deiner Arbeit«, sagte sie, »aber meiner Meinung nach ist für einen Menschen *eine* semitische Sprache genug fürs Leben.«

Wie bei Jotam so war auch bei Aja das Haar das einzig wirklich Geglückte. Und vielleicht hatten sie noch etwas gemeinsam – beide waren sie Verlierer. Sie war die Geliebte von Meir Chanin, einem Textilhändler, der ihr versprochen hatte, sich scheiden zu lassen, um sie zu heiraten. Jotam hatte in seiner Gegenwart einmal von der Vielzahl der semitischen Sprachen erzählt: vom östlichen, nordwestlichen und südlichen Semitischen, vom Aramäischen, von den Sprachen Arabiens, vom Moabitisch-Amonitisch-Edomitischen und von Amharisch. »Was soll dieser ganze Quatsch?« hatte Chanin gefragt. Er war einer der dümmsten und überheblichsten Menschen, die Jotam kannte, und er glaubte nicht, daß so einer seine Frau verließ für jemanden wie Aja, die etwas Überproportioniertes an sich hatte, was sich in ihrer zu großen Nase und der hervorspringenden, wulstigen Unterlippe ausdrückte – etwas Unausgewogenes.

ZWEITES KAPITEL

Lena – Koschka – Professor Goldhammers Kamera – Die Schachtel der Stati Constructi – Gur, der Feuerwerkskünstler – Die Wohnung in der Schalahstraße – Die Jafoer Werkstatt – Schädel

Den Überredungskünsten der Friseurin zum Trotz hätte Jotam die Wohnung von Frau Francine womöglich nicht gemietet, wäre da nicht etwas zwischen ihn und den großen Philologen getreten.

Professor Goldhammer, der allein lebte, hatte eine Haushaltshilfe mit Namen Lena, die dreißig Jahre jünger war als er. Wie die beiden zueinandergefunden hatten, war ein Rätsel, doch schon seit etlichen Jahren schlief der große Philologe zweimal in der Woche mit seiner Haushaltshilfe, wenn diese kam, um sein Büro zu putzen und für ihn zu kochen. Professor Goldhammer war stolz auf die Gunst der so viel jüngeren Frau. Zwar war Lena nicht dazu zu bewegen, untermits mit ihm auf der Rothschildallee spazierenzugehen – der Professor pflegte zweimal täglich einen Spaziergang vom Habima-Theater bis zum Ende der Allee und wieder zurück zu machen –, doch am Abend, bevor sie nach Hause ging, begleitete sie ihn regelmäßig, und einmal sah Jotam von weitem, wie der Professor seine Hand auf ihren Hintern legte. Lena hatte sie sofort abgeschüttelt. Jotam hatte sie nie aus der Nähe gesehen, denn irgendwie gelang es Professor Goldhammer, sie vor den Augen seiner Bekannten verborgen zu halten, doch wußte er, wie sie von hinten aussah: zwergenhaft klein, dick, mit ausladendem Becken und großem Kopf.

Jotam mochte russische Frauen. Im Institut hatte man ihm erzählt, zwei Studentinnen hätten von ihm gesagt, er sei attraktiv und löse den Wunsch aus, ihn zu umarmen und zu streicheln, und sie hätten ihn »Koschka« genannt, Katze. Koschka! Nie war Jotam ein Spitzname vergönnt gewesen, außer dem Spottnamen, den man ihm in seiner Kindheit angehängt hatte – der dumme

Jotam. Koschka! Im Institut wußte man natürlich von Lena und auch von der früheren Affäre des Professors, der sich in seine Sekretärin verliebt hatte. Seine Frau, Sarit, einst seine begabteste Studentin, hatte von dem Verhältnis erfahren, ihren Mann aber nicht zur Rede gestellt, in der Hoffnung, daß die Sache sich von selbst erledigte. Nach zwei Jahren teilte sie ihm dann mit, daß sie mit ihren beiden Töchtern das Haus verlasse. Der Zorn des Philologen war schrecklich. Etwa zwei Monate später verließ ihn auch seine Sekretärin.

Jotam wohnte unter der Wohnung, die früher dem Bruder des Professors, dem Augenarzt Maoz Goldhammer, als Praxis gedient hatte, bis sie nach dessen Tod in das Büro des Philologen umgewandelt wurde. Der Hauseingang war großzügig, mit einem Bild, das Gladiolen zeigte, einem großen Spiegel und zwei riesigen Kaktustöpfen. Jotam hatte einmal den Professor schüchtern eingeladen, ihn zu besuchen, aber dieser hatte nur etwas gemurmelt und war in Gedanken versunken seiner Wege gegangen. Um so überraschter war Jotam, als er eines Tages die Tür öffnete und vor sich den Philologen sah, der ihn durchdringend ansah. Jotam zögerte einen Moment, doch bevor der Professor den Rückzug antreten und verschwinden konnte, fragte Jotam, wie er ihm helfen könne. Professor Goldhammer stieß ein paar unwirsche Laute aus und blickte ihn mißtrauisch an. Doch dann besann er sich und berührte Jotam vertraulich an der Schulter – er hatte eine Frage, einen jüngeren Kollegen betreffend, der in den Augen der alten Hasen der Philologie nur ein kleiner Fisch war, der aber auf internationalen Kongressen von sich reden machte. Der Professor lachte übertrieben über die Antwort, die Jotam ihm gab. Jotam empfand Erleichterung, doch zwei Wochen später entdeckte er den Professor neben einem der Kaktustöpfe mit einem kleinen Fotoapparat in der Hand.

»Herr Professor! Ich wußte gar nicht, daß das Ihr Hobby ist!« sagte Jotam, doch noch während er es aussprach, begriff er, daß der Professor sich nicht für Botanik interessierte, sondern daß

er ihm nachspionierte. Aber weshalb? Eine Erklärung begann in Jotams Kopf Form anzunehmen. Er verdächtigte ihn der Beziehung zu seiner Haushaltshilfe! Und in der Tat, Professor Goldhammer blickte ihn nun nicht nur mit Mißtrauen, sondern mit einem Funken von Haß an.

»Hobby?« donnerte er mit sonorem Baß, stürmte zurück zu seinem Büro, ging hinein und warf die Tür hinter sich ins Schloß. Am Nachmittag lächelte er Jotam wieder versöhnlich an, stellte ihm Fragen, die offenkundig zeigen sollten, daß er Wert auf seine Meinung legte.

Es vergingen drei Wochen. Eines Morgens, als Jotam die Wohnungstür öffnete, wiederholte sich der Vorfall – der Professor stand da und starrte ihn an, dann ging der Blitz der Kamera los. Der wirre Blick, die schweißbedeckte Stirn des Professors erregten Jotams Mitleid.

»Sie ist da drin!« sagte der Professor. »Ich weiß es! Ich hab's gesehen! Sie ist da drin!«

»Herr Professor Goldhammer, Herr Professor ... bitte, treten Sie doch näher, bitte sehr. Es ist kein Mensch in meinem Zimmer.«

»Ich habe sie hineingehen sehen. Ich hab's gesehen!« Der Professor rannte im Zimmer herum, spähte unters Bett, hinter die Kommode, in der Jotam seine Wäsche aufbewahrte, ging in die Dusche und in die Toilette.

»Sie ist hier!«

»Aber Sie sehen doch, daß hier niemand ist«, erwiderte Jotam.

»Sie ist hier!«

»Sie sehen es doch selbst«, sagte Jotam mit ruhiger Stimme, »bitte, beruhigen Sie sich, Herr Professor.«

Das große, weiche Gesicht des Professors drückte Enttäuschung und Ungeduld aus. Schließlich gab er es auf und zog sich zurück. Doch an der Tür blieb er noch einmal stehen und wandte sich zu Jotam um.

»Bereiten Sie einen Vortrag über den Status constructus vor. Wir werden zu einem Kongreß nach Nizza reisen«, sagte er mit seiner tiefen Stimme, die leicht zitterte.

»Über den Status constructus?« gab Jotam zurück. »Ich habe über den Status constructus in Bibel und Mischna geschrieben, über den Status constructus im Talmud und in der Sprache der Gegenwart – das Thema ist damit für mich eigentlich erschöpft.«

»Erschöpft? Sie sind Philologe, kein Dichter, der die Anmut seiner Geliebten einmal besingt und dann nicht wieder! Der Status constructus hat etwas Mysteriöses, und nicht zufällig hat er Generationen von Sprachgelehrten fasziniert. Diese eigentümliche Verbindung zweier Substantive zur Bezeichnung des Genitivs mit der eigentümlichen Flexion des ersten, des abhängigen Begriffs – und dann die Tatsache, daß er keinen bestimmten Artikel duldet und dennoch bestimmt ist ... das ist faszinierend. Arbeiten Sie daran, arbeiten Sie daran.«

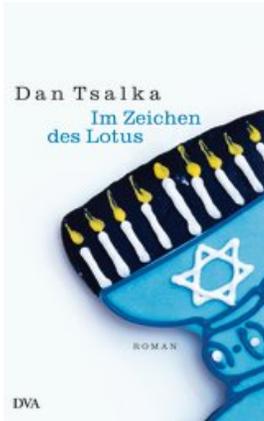
»Aber ...«

»Kein aber«, sagte Professor Goldhammer. »Sie müssen imstande sein, die Quintessenz eines solchen syntaktischen Problems auf einer Seite schlüssig und elegant zusammenzufassen, in Schönschrift und mit grüner Tinte. Der Status constructus ist mindestens so ergiebig wie die Stellung der Wortwurzeln in der Grammatik der semitischen Tochtersprachen unserer Tage, ein Thema, mit dem sich Ihre Kollegen aus irgendeinem Grunde Tag und Nacht beschäftigen.«

»Ist Nizza schön?«

»Schön, sehr schön«, antwortete Professor Goldhammer. Sein Blick versprühte wieder Funken beleidigten Mißtrauens. Dann endlich ging er.

»Wenn so etwas noch einmal passiert, verlasse ich das Institut«, sagte Jotam zu seinem Freund Gur Karlitz, als sie beide in dessen riesigem Arbeitszimmer in Jaffa Kaffee tranken. Der Raum war vollgestellt mit Geräten aller Art – das reinste Werkzeugmuseum.



Dan Tsalka

Im Zeichen des Lotus

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 528 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-05886-7

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: August 2007

Jotam Ninio soll im Auftrag des israelischen Geheimdienstes eine extremistische Gruppe infiltrieren. Deren Führer will einen König ernennen, um das israelische Volk zu einen. Ein moderner Schelmenroman, in dem sich Wunschtraum, Legende, historische und politische Realität Israels zu einer atemberaubenden, tragikomischen Geschichte verbinden.

Jotam Ninio arbeitet als Linguist an der Universität von Tel Aviv und führt ein scheinbar perfektes Leben. Doch als seine Frau Mili ihn verlässt, wird er vollkommen aus der Bahn geworfen. Drei Jahre verbringt er im Drogenmilieu, bis ihn der israelische Geheimdienst entdeckt und auf eine extremistische Untergrundorganisation ansetzt. Deren Kopf, Janai Waldmann, ist ein ehemaliger Professor Jotams und plant die Ernennung eines Königs aus dem Geschlecht Davids, um das jüdische Volk zu einen. Allerdings ist der vermeintliche Davidspross von einfachem Gemüt, und so wird Jotam mit seiner Ausbildung betraut, was zu allerlei politischen Verwirrungen führt. Schließlich weiß Jotam nicht mehr, auf welcher Seite er eigentlich steht. Doch dann wird Ministerpräsident Jitzhak Rabin ermordet, und das Spiel ist aus. »Im Zeichen des Lotus« spitzt die Dinge ins Groteske zu und findet so zu einer literarisch überzeugenden Form, eine Realität sichtbar zu machen, die sich der journalistischen Darstellung immer mehr entzieht.

- Ein vielfach ausgezeichnete Autor, u. a. Brenner-Preis und Sapir-Preis
- Ein moderner Schelmenroman in der Tradition jüdischen Humors